

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 27 (1951-1952)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Thorberg : mein Leidensweg zur Freiheit  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1071067>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

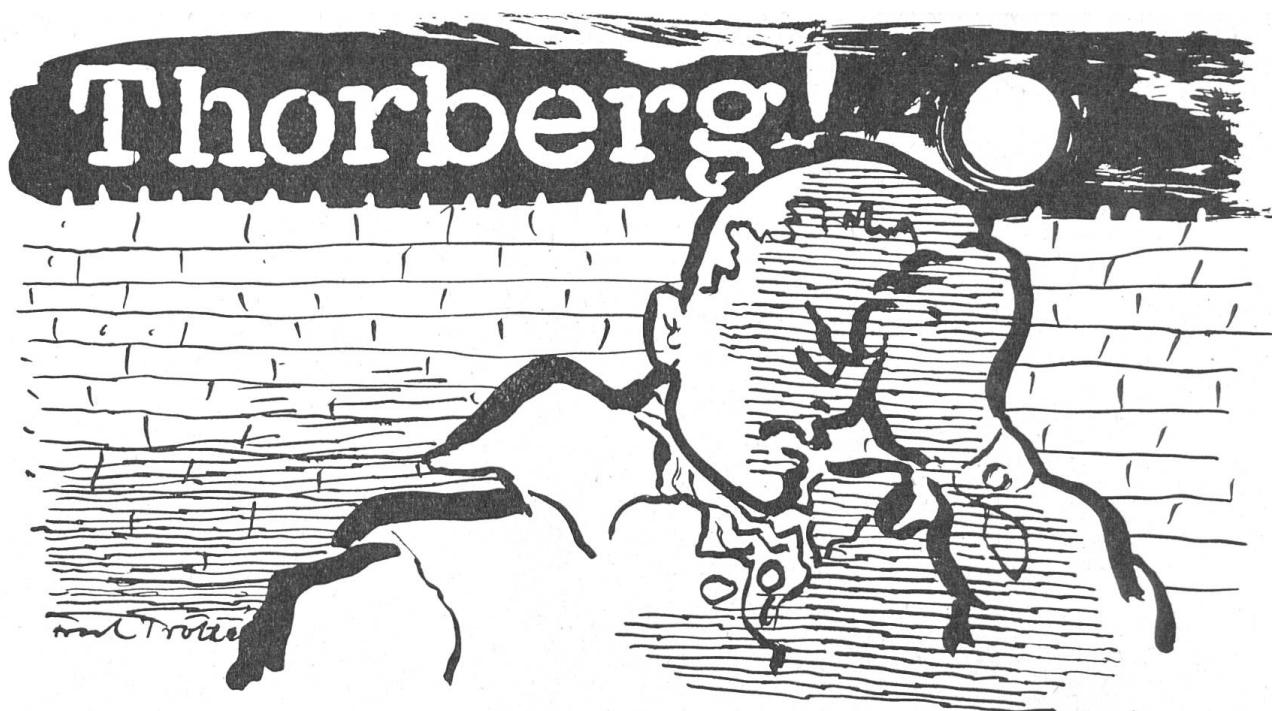
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## MEIN LEIDENSWEG ZUR FREIHEIT

Von



**Dieser erschütternde Tatsachenbericht läßt uns miterleben, wie ein junger Mensch hinter Zuchthausmauern, hart an der letzten Verzweiflung vorbei den Weg ins Leben zurückfindet.**

**I**N einem Schnellzug, der Bern zueilte, saß in einem Abteil dritter Klasse unter andern auch ein 21jähriger junger Mann — der war ich. Mir gegenüber saß ein Polizeibeamter in Zivil mit dem Auftrag, mich zur Verbüßung einer Zuchthausstrafe nach Thorberg zu bringen. Ich hatte mich wohl schwer gegen Gesetz und Ordnung vergangen, aber ich war zu jung und unerfahren, um die mir auferlegte Sühne in ihrer ganzen Schwere als verdient zu erfassen und hinzunehmen. Ich war geneigt, Gott anzuklagen, auch dafür, daß er mir die ganze Schönheit der Schöpfung gerade erst in dem Augenblick offenbarte, da ich mich auf den Verlust des höchsten Gutes, der Freiheit, vorbereiten mußte. Im saftigsten Grün sah ich im

Blütenmeer die Dächer meines Heimatdorfes auftauchen und wieder verschwinden, zuletzt den schlanken Kirchturm, zuallerletzt das Kreuz obendrauf...

Mein Begleiter, der Fahnder, sprach nicht viel. Ich war ihm dafür dankbar. Er schien zu verstehen, daß Trost verfrüht war. Das Vertrauen, mit welchem er mich in Burgdorf eine ganze Weile allein auf dem Perron stehen ließ, bis er am Billettschalter seine Formalitäten erledigt hatte, ergriff mich. Als er mich in Hindelbank vor dem Kiosk aufmunterte, etwas zu kaufen, hatte er mich vollends gewonnen. Ich erstand Schokolade und zwei Bananen, worüber der Fahnder lächelte. Er mochte denken, das Kind in mir sei durch

den harten Schlag noch nicht erstorben. — Dann begann die Fußreise Thorberg zu. Sie währte eine ganze Stunde. Ich werde sie zeitlebens nie vergessen.

Thorberg!! Ich hatte zwar selten davon reden hören, aber genug, um den ohnehin schrecklichen Begriff «Zuchthaus» ins Entsetzliche zu steigern. Es arbeitete furchtbar in mir. Bei jeder Wegkrümmung verlangsamte ich meinen Schritt. Bei jedem Dach, das auftauchte, setzte mein Herzschlag aus.

Mein Begleiter hatte meine stumme Erregung erraten.

«Auf Thorberg», erklärte er ruhig, «geht es nicht so schrecklich zu, wie es sich die meisten Leute vorstellen. Wer sich anständig auführt und sich befließt, den Vorschriften nachzuleben und die ihm aufgetragene Arbeit zu erledigen, dem wird Verständnis und sogar Vertrauen entgegengebracht.»

«Vertrauen?»

«Bestimmt! Sie werden es erleben: es ist dort genau wie im Leben auch. Sie werden gute und böse Menschen antreffen, friedfertige und heimtückische. Halten Sie sich nur recht tapfer, und es wird sich lohnen. Dort oben — ist Thorberg.»

Ich erblickte die Burg. Sie erweckte in mir den Eindruck einer drohenden Festung. Ich sah die mit kleinen, vergitterten Fenstern bespickte Front eines großen, länglichen Gebäudes, das über einem steil abfallenden Felsen stand. Je näher wir herankamen, um so tiefer ergriff das Grauen mein Herz. Nicht die Sonne, nicht das Jauchzen der Vögel, das Summen der Biene vermochten etwas gegen mein Unglück! Sogar in der Gelassenheit der Bauern, die auf den Feldern ringsum ihrer ewig gleichen Arbeit nachgingen, glaubte ich Furcht herauszufühlen.

Etwas Linderung erfuhr meine Beklemmung erst, als wir — gleich hinter Krauchthal — an einem Bauernhof vorbeikamen und mein Begleiter mir dessen Zugehörigkeit zu Thorberg mitteilte. Ein Bauer, der Gras mähte, grüßte uns freundlich. «Das ist ein Aufseher!» hörte ich erstaunt. Und etwas weiter, als zwei Burschen unsern Weg kreuzten: «Das sind zwei Gefangene, die auf dem Felde mitarbeiten.»

Ich hatte es vermutet und ihnen nachgeschaut; und da ich nicht gleich entdecken konnte, was sie von andern Landarbeitern unterschied, faßte ich Vertrauen. Sollte es sein, großer Gott,

daß es nicht die Hölle war, in die mich diese letzte, steile Kurve führte?

Den letzten Teil des Schicksalsweges durchlief ich wie geistesabwesend. Ein hochgewölbtes, offenes Tor aus graugrünem Sandstein gab uns Einlaß in die eigentliche Anstalt. Ehe ich mir dessen recht bewußt geworden war, standen wir in der Kanzlei der Anstalt vor einem Beamten, der mich aufmerksam, aber freundlich musterte.

Ich wurde registriert und zur weiteren Beförderung einem uniformierten Beamten übergeben, der sich als der Chef des Aufsichtspersonals erwies. Ehe ich mit ihm die Kanzlei verließ, nahm ich mit festem Händedruck vom Fahnder Abschied.

### **Der Strafvollzug setzt ein**

Der Wachtchef führte mich in den Zellenbau, einen dreistöckigen, unschönen Zweckbau, das eigentliche Zuchthaus. Er enthält 99 Einzelzellen, die beidseitig eines spärlich beleuchteten Ganges verteilt sind. Im Erdgeschoß — gleich nach dem Eingang — befindet sich das Wachtlokal, das mich in seiner Nüchternheit ungemütlich an die Stube im Polizeiposten zu X erinnerte, wo mein Verhängnis seinen Anfang nahm. Der Chef, der in Haltung und Gebaren an einen Offizier gemahnte, setzte sich an den einfachen Tisch, setzte die Brille auf und betrachtete mich wortlos. Sein Blick stand in einem seltsamen Gegensatz zu seiner kalten Erscheinung. Er strahlte Verständnis aus. Nach einer Weile des gegenseitigen, stummen Ab tastens sprach er mit mir. Er fand die Worte, um meine Furcht zu dämpfen und mir zu helfen, die ungeheure Kluft zwischen meinem bisherigen Leben und dem Nichts, das vor mir gähnte, zu überbrücken. Ich fühlte, daß dieser Mensch mir zur Stütze würde, wenn ich schwankend werden sollte.

Die Einkleidung in einen Strafgefangenen gehört zu den peinlichsten Demütigungen, die ein Mensch erleiden kann. Der Verzicht auf die kleinen, an sich wertlosen Sachen, die man in den Taschen mitführt, auf die Uhr, auf einen lieben Ring, auf Photos, Bleistift, Feder, Briefftasche, Zigaretten und ähnliche Zeugen der persönlichen Freiheit wird wie eine Degradation empfunden.

Als ich nackt dastand, erreichte mein Elend den Höhepunkt. Und als ich, nach einem Bad, in die bereitliegenden Anstaltskleider

geschlüpft war, in ein Hemd von viel zu großer Halsweite, in zu kurze Hosen, zu kurzen Rock, beide geflickt und von abgewaschener, grau-brauner Farbe, in schwere Holzschuhe, da erfüllte mich eine grenzenlose Beschämung. Und dennoch mengte sich eine gewisse Erleichterung in diesen Konkurs meiner Gefühle, und zwar weil an meinem Kleid, so scheußlich es mir vorkam, doch die schrecklichen Streifen fehlten, die in Karikaturen den Verbrecher brandmarken.

Als letzte Maßnahme wurde mir das Haar glatt geschoren. Diese Prozedur vollzog ein Gefangener. Er tröstete mich mit der Versicherung, daß es das Wachstum der Haare fördere und der Hygiene sehr zuträglich sei. Als wir einmal allein gelassen wurden, erkundigte sich der Mitgefangene über mein Schicksal und gab mir das seinige bekannt. Wenn das auch nur flüsternd geschah, so tat mir diese heimliche Aussprache insofern gut, als sie mir die Möglichkeit offenbarte, im gelegentlichen Gedankenaustausch mit andern Leidenskollegen der Trostlosigkeit völliger Vereinsamung zu entgehen. Das Redeverbot schien mit einer gewissen Duldsamkeit gehandhabt zu werden.

Mit sauberen Bettüchern, einem Taschentuch, einem Handtuch und einem Stück Seife, mit Zahnbürste und Zahnpasta wurde ich darauf in «meine» Zelle geleitet. Sie trug die Nummer 17 und befand sich im Erdgeschoß. Der Chef empfahl mir, die Hausordnung, die an der Wand hing, zu lesen, überzeugte sich ferner, daß das Zelleninventar in Ordnung war — drei Woldecken, ein kleiner Tisch, ein Stuhl, ein Handbesen, eine Schaufel, ein Wasserkrug, ein Waschbecken — und verließ mich. Ein metallisch-brutales Zugehen der Tür, einige verhallende Schritte ... und ich war allein in meinem Kerker ...

Wie ein Ertrinkender suchte ich nach einem rettenden Etwas. Nochmals mußte ich die Tränen gewaltsam zurückdrängen und nochmals den sinkenden Mut stützen. Das rettende Etwas war die peinlich sauber gehaltene Zelle. Sie war klein,  $2,0 \times 2,65$  Meter und etwa 2,8 Meter hoch. Sie war weiß getüncht. Ein braunes Filet in Kopfhöhe erleichterte die Illusion, daß sie tapeziert sei. Mehr als vier Schritte konnte ich da nicht tun, aber weit fataler wirkte sich das lächerlich kleine, schwer vergitterte Fenster auf meine Seele aus.

Die nächsten drei Tage wurden damit ver-

bracht, mich mit der Disziplin des Hauses vertraut zu machen. Ich mußte mich in die Kette der sich täglich wiederholenden Vorgänge einfügen. Zweimal wird Wasser für die Toilette und zum Trinken gefaßt, frühmorgens die Reinigung der Zelle vollzogen, die Schuhe gereinigt und dergleichen mehr. Alles geht rasch und in völligem Schweigen vor sich. Das Essen bekam ich durch eine Klappe in der Tür gereicht. Das Geschirr besteht aus einer Gamelle und einem Teller, beides aus Blech. Ein Löffel, eine Gabel und ein Messer bleiben im Besitz des Gefangenen. Das ausgezeichnete Brot — täglich ein Pfund — wird durch einen Gefangenen in der eigenen Bäckerei hergestellt. Das übrige Essen ist reichlich bemessen, wenn auch die jahraus, jahrein so ziemlich gleichbleibende Zusammenstellung der Mahlzeiten allmählich einer Abneigung ruft. Es fällt eben nicht leicht, zur «ernüchternden» Absicht der Strafe, die sich ja in allem auswirken muß, die richtige Einsicht zu bekommen.

Am dritten Tag erschien der Wachtchef bei mir. «Der Herr Direktor», erklärte er, «verlangt Sie.»

Es ging quer durch einen Vorplatz, der dem hier «Schloß» genannten, schönen, alten Bau vorgelagert ist, in dessen Räumen, außer der Privatwohnung des Direktors, die Büros der Anstalt untergebracht sind. Es fiel mir angenehm auf, daß die Fenster dort nicht vergittert sind.

Ich war froh, daß sich der Direktor mit der Prüfung eines Dossiers beschäftigte und sich nicht sofort mit mir abgab. Er wußte wohl aus Erfahrung, wie angebracht es war, eine solche Audienz mit einer Pause zu beginnen. Das Fenster stand weit offen, und auf dem breiten Sims standen farbenfroh blühende Geranien. Ich wurde ruhiger und las aufmerksam einen Spruch über dem Bücherschrank. Er lautete: «Und solange du dies nicht hast, dieses „Stirb und Werde“, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.» Mein Blick heftete sich lange an diese Worte, aber es gelang mir erst viel später, deren Sinn ganz zu erfassen. Man stirbt mit 21 Jahren nicht gerne, selbst wenn es nur symbolisch gemeint ist.

«Also», wandte sich der Direktor plötzlich an mich, «Sie sind Hans X?» Er blickte mich eine Weile an, nahm die Brille ab und fragte weiter: «Wie alt sind Sie?»



«Einundzwanzig, Herr Direktor...»

Es entstand eine zweite Pause. Sie galt — gegenseitig — dem Entstehen des ersten Ein-drucks.

«Haben Sie Ihre Eltern noch? Geschwister?» Ich bejahte.

«Gut», sagte er, «Sie sind noch jung, machen Sie ihnen durch Ihr Verhalten Freude, und es kann alles wieder gut werden. Sie haben das Leben noch vor sich.»

Und da ich nichts zu erwidern imstande war, fuhr er fort: «Möchten Sie in unserer Schneiderei arbeiten? Es ist eine saubere, abwechslungsreiche und vor allem sehr anregende Beschäftigung.» Ich nickte.

«Es wird gehen», sagte er, und, meinen Blick zum Fenster und zur Sonne wahrnehmend, «auch für Sie wird es wieder Frühling werden! Tragen Sie Ihr Schicksal wie ein Mann, und wenn Zweifel Sie bedrücken, dann kommen Sie zu mir.»

Bei den letzten Worten hatte er seine Hand auf meine Schulter gelegt. So entließ er mich. Ich war nicht ohne Furcht zu dieser Unterredung gekommen, einer Furcht, die mit Mißtrauen durchsetzt war und dem Haß, der seit der nüchternen Gerichtsverhandlung mein ver-

letztes Herz bedrängte. Es war ein großes Glück für mich, daß ich hier einem Menschen begegnete, der ohne großen Aufwand an Worten an das Vertrauen in mich selbst appellierte.

**Eingeschaltet** Schon am darauffolgenden Tag wurde ich in den Arbeitsgang der Anstalt einbezogen. Die Schneiderei lag im Erdgeschoß eines direkt mit dem Zellenbau verbundenen Gebäudes.

Zu meiner Genugtuung war der Saal, den ich betrat, nicht dunkel und dumpf wie die Zelle und die Gänge, die ich eben verlassen hatte. Er war schätzungsweise 20 × 9 Meter groß, hell und luftig. Aus zwölf hohen, normalen Fenstern drang der helle Tag herein. Nach der einen Längsseite, dem Schloßhof zu, war die Aussicht verwehrt, aber nach Süden ging der Blick frei in die schöne Landschaft hinaus, zu Wiesen, Äckern und Feldern.

Der Schneidermeister, dem ich überlassen wurde, war ein Fünfiger von mittelgroßer Gestalt. Seine Rundlichkeit ließ mich sofort Freundlichkeit ahnen, obwohl seine Gesichtszüge jene eigentümliche Gefühlsstarre zeigten, welche die Mehrzahl der Angestellten kennzeichnet. Es scheint, als ob die Umgebung auf

## Schweizerische Anekdote



*Nationalrat Blaser, der aus dem Käsegebiet Langnau stammte, erklärte mir einmal in einem kleinen Tête-à-Tête im Wandelgang verschiedenes aus der Herstellung des guten Emmentaler Käses. Ein guter Emmentaler Käse müsse nach Nußkernen riechen usw. Aber besonders verwies er auf die Salzlöcher im Käse. Wenn man den Emmentaler schneide, dann müsse das Salzwasser aus diesen Löchchen herausrinnen. In der Sprache*

*der Fachleute heißen diese Tropfen, so sagte mir Nationalrat Blaser, Tränen. Dann lachte er und fuhr fort: «Die gleichen Weisheiten habe ich an einem Bankett in Schweden erzählt. Ich saß neben einem schwedischen Minister und wollte ihn über den guten Emmentaler aufklären, weshalb ich ihm all das gesagt habe, was ich soeben Ihnen erzählte. Aber das Unglück wollte es, daß am Schluß des Banketts Käse serviert wurde. Ein schöner Käse mit „Tränen“. Der schwedische Minister fragte mich: „Ist dies Schweizer Käse?“ Ich antwortete ihm ja und zeigte auf die prächtigen Tränen, die über den Käse hinunterkugelten. Der schwedische Minister lachte, schüttelte den Kopf und sagte: „Dies ist kein Schweizer Käse, dies ist echter Schweden-Käse. Aber wissen Sie, warum er Tränen hat? Er hat Tränen, weil er die Schweiz nie gesehen hat.“»*

R. K. in Z.

sie abgefärbt und ihre Persönlichkeit verschluckt habe.

«Also», sagte er, «Sie wollen Schneider werden?» Ich bejahte.

Obschon 27 Männer anwesend waren, blieb es mäuschenstill. Aus allen Ecken und Enden sah ich Köpfe mit fragenden Blicken nach mir, dem Neuling, gedreht. Auch ich hielt Umschau. Die einen kauerten auf großen Tischen, andere waren an Nähmaschinen beschäftigt. War einer unter ihnen, dem ich mich würde anvertrauen können?

Der erste Gefangene, mit dem ich in nähere Beziehungen kam, war jener, der die Weisung erhielt, mich als Lehrling einzuarbeiten. Ich sah bald, daß es selbst in einem Zuchthaus die gleichen Wertmesser gibt wie draußen in der Freiheit: Arbeit, Fleiß und Zuverlässigkeit. Mein gefangener «Meister» erwies sich als überaus tüchtiger Schneider. Er half mir, so gut und so schlecht es anfänglich ging, über alle Schwierigkeiten hinweg, gab mir bereitwillig Auskunft über das, was mich interessierte, zwischenhinein auch über sich selber und über die anderen «Kollegen», von denen er einige lobte, andere verdamnte oder achselzuckend überging. Von seinem Beruf abgesehen, war er leider ziemlich belanglos. Sein Schicksal drückte ihn nicht sonderlich. Nach und nach fand ich Gefallen an meiner Arbeit. Auch für die Menschen meiner Umgebung begann sich meine Anteilnahme zu regen. Ich betrachtete bald diesen, bald jenen, um für mein eigenes Unglück ein Maß zu finden.

Der tägliche Spaziergang beträgt nur 20 Minuten. Er vollzieht sich in einem lächerlich kleinen Hof von knapp zehn Metern Durchmesser. Einer geht hinter dem andern im Kreis herum, bewacht und beobachtet durch einige Aufseher. Für mich war dieser stumme Rundgang ein Greuel. Um abzulenken, suchte ich mir jeweilen eine besonders fesselnde Gestalt heraus, um bei Gelegenheit auf meine Frage, was ihn hergeführt habe, Antwort zu finden. Und da stieß ich oft auf rätselhafte Gegensätze. So war ein Tscheche da, der wegen eines Raubmordes, der zu dem brutalen Gesicht paßte, zu einer schweren Zuchthausstrafe verurteilt worden war. Dabei war er ausgesprochen gut zu seinen Kameraden, dienstfertig und hilfsbereit. Er hatte draußen irgendwo ein kleines Mädchen, dem er unermüdlich Spielsachen anfertigte, darunter

regelrechte kleine Meisterwerke. Alles, was er mühsam verdiente, opferte er, um seinem Kind ein Lächeln in die Augen zu zaubern. Umgekehrt entdeckte ich hinter einem Jünglingsgesicht von vornehmer Schönheit ein Monstrum. Er hatte kaltblütig eine scheußliche Bluttat begangen, ohne auch nur die leiseste Spur von Reue zu zeigen. Er war sogar ausgelassen freudig.

### Die Nacht,

### das große Erlebnis

In der Regel verläßt der Gefangene seine Zelle morgens um 7 Uhr (im Sommer um 6 Uhr), um an die Arbeit zu gehen. Von 11—13 Uhr ist Mittagsrast, und um 6 Uhr abends (im Sommer um 7 Uhr) kehrt er wieder in seine Klausur zurück. Er erhält dann sein Essen, und um 6½ oder 7½ Uhr wird seine Tür zum letztenmal geöffnet, damit er seine Hosen an einen Haken neben der Tür in den Gang hinaushängen kann. Im Winter bleibt dem Insassen nichts anderes übrig, als sich sofort ins Bett zu legen. Will er lesen oder sich sonstwie die Zeit vertreiben, etwa eine Sprache oder das Zeichnen erlernen, so muß er sich in eine Decke einrollen; er wird dennoch frieren und auf das verzichten müssen, was man ihm als Vergünstigung zu seiner geistigen Erholung bieten möchte.

Die eigentliche Nacht beginnt um 21 Uhr mit dem Lichterlöschen. Die herrschende Stille ist wie ein Schweigen, das sich ausschreien möchte und daran gehindert wird. Hundert gefangene Menschen, jeder mit einer andern, aber alle mit einer schweren Schuld beladen und einem harten Schicksal gestraft, liegen stumm da, abgeschlossen von aller Welt, ausgeschlossen von aller Liebe, aller Teilnahme, allem Mitgefühl. Sie liegen da in der undurchdringlichen Dunkelheit, einer Dunkelheit, die wie Tinte ist und riecht. Sie liegen da, jeder lauscht, ob er will oder nicht, den Stimmen aus dem eigenen Gewissen und den Stimmen, die die Nacht ihm bringt.

Man stelle sich einmal vor: 5, 10, 15, 20 und mehr Jahre! 1825, 3650, 5475, 7300 Nächte so zu verbringen, ohne Hilfe, ohne Rat, ganz allein dem Ansturm der Gedanken, der verlorenen Jugend, der Reue, der Verachtung ausgesetzt.

Bei manchen — wie bei mir — ist die Leidenschaft des Herzens, die Eifersucht am Werk gewesen, die Eifersucht, die in ihrer Blindheit zum gefährlichsten Dämon werden

kann, weil sie gerade jene mit Vorliebe befällt, die Worte wie «ewige Treue» als höchste Wahrheitsbegriffe hinnehmen und daran glauben. Sie wurden nicht das Opfer ihrer Gesinnung, sondern das Spielzeug ihrer Nerven, ihrer Triebe, die wie eine Sturzflut den Willen und die Vernunft überschwemmten.

Von diesen hundert Menschen hofft jeder auf etwas, muß jeder auf etwas hoffen, auf einen Brief, auf einen Besuch der Mutter, des Bruders, der Schwester, der Braut, der Frau, der Kinder. Diese Hoffnung hegt er seit gestern, seit Wochen, seit Monaten, seit Jahren. Er muß sich daran klammern, muß, gegen alle Vernunft, weiter glauben, daß es nicht aus ist mit ihm, mit seinem Leben, mit seinem Recht auf ein bißchen Glück! Wehe dem, dem der Glaube an dieses Wunschgebilde erlischt!

Hinter mancher Tür ist schon ein letzter Kampf ausgefochten worden, hinter mancher Tür gab so ein Verzweifelter den Widerstand auf und trat freiwillig den letzten Weg an. Man kann diese Unglücklichen an den Fingern zählen, aber es sind ihrer immer noch genug, um auf das Drama hinzuweisen, das sich hinter den Zellentüren im tiefen Schweigen der Nächte abspielt.

Das tiefe Schweigen der Nächte! Es wird allmählich durchbrochen durch eine Art von Telepathie, die ganz auf das Gehör abgestellt ist. Die sonstwo belanglosesten Geräusche nehmen die Bedeutung eines Stichwortes an. Hustete irgendwo jemand, so wußte ich genau, wo und wer es war, selbst wenn es sehr weit entfernt von mir geschah. Ich erriet auch, wer sein Fenster öffnete, wer es schloß. Ich konnte Schritte deuten, wußte, ob der Betreffende traurig, aufgeregt oder froh war. An seltsamen Veränderungen der Luft wußte ich, daß einer mit den Tränen kämpfte, seinen Schmerz in die Decken verbiß, hinunterwürgte. Dem einen war ein Kind gestorben, beim andern hatte die Frau die Scheidung eingereicht. Manchmal platzte ein kurzer, gräßlicher Fluch durch die Nacht, dessen Echo sich durch die Gänge schlich. Manchmal lehnte sich einer plötzlich gegen das Unvermeidliche seines Schicksals auf, zerschlug sein ganzes Zellenmaterial. Es geschah auch, daß ein Jauchzer das Schweigen ablöste, ein Jauchzer, der überraschte, unangebracht tönte, wie Beifall in einer Kirche. Dann waren auch die geisterhaften Stimmen der Träumer da, gurgelnde Laute, wie aus

einer andern Welt, wie von Nachtvögeln, wie von Betrunkenen.

Es gelang mir nie, mich an diese Nächte zu gewöhnen. Nacht für Nacht erscheint das Schweigen in Stille gehüllt, lebt, geht, flüstert herum, und es kommt vor — ich habe es einmal erlebt — daß ein Kopf diesen Dauerdruck nicht mehr aushält und in Wahnsinn mündet. Der Unglückliche stieg ans Fenster, brüllte seinen Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, in die Nacht hinaus, um, nackt, wie er war, endlich vor Gott treten zu können. Er rief letzte Grüße an seine Frau, an Bekannte, bat den Direktor um Verzeihung ... ich hörte in der unheimlich hellhörigen Stille, die dann folgte, das Umkippen eines Hockers. Zum Glück hatte die Nachtwache den Ausbruch des Besessenen vernommen und konnte die Tat des Wahnsinnigen verhindern.

**Der grausamste Feind** Ich wußte nicht, daß sich in einer Strafanstalt unsichtbar, bei Tag und bei Nacht, ein Ungeheuer herum-schleicht, das jeden Unvorsichtigen heimtückisch überfällt. Wenn der Angegriffene sich nicht auf der Stelle mit allen Kräften zur Wehr setzt, ist er verloren. Er wird ein echter Zuchthäusler werden und es bleiben, sein Leben lang.

Dieses schreckliche Ungeheuer heißt Haft-psychose. In den ersten Monaten merkte ich nichts davon. Ganz in Anspruch genommen von meiner neuen Umgebung, ohne gründliche Erfahrung mit Menschen — ich war ja erst 21 Jahre alt —, glaubte ich wortgetreu alles, was ich über Aufseher, Meister, Direktion und Behörden erzählen oder über Gefangene berichten hörte. Ich wußte noch nicht, daß die Menschen oft Worte nur gebrauchen, um ihre wirklichen Gedanken zu verbergen. Wenn ich abends allein in der Zelle auf meiner Pritsche lag, tauchte das Gehörte in meiner Vorstellung wieder auf. Ich begann meine bisherigen, einfältigen Begriffe von Leben mit den Bildern zu vergleichen, die in meiner Phantasie entstanden. Ich merkte nicht, daß alles, was mir tagsüber bald von diesem, bald von jenem eingeflüstert wurde, mir nur deshalb gefiel, weil meine stumme Erbitterung gegen die Richter, die mich rücksichtslos angefaßt hatten, insgeheim weiter loderte.

Stimmte es etwa nicht, dachte ich mir, daß man nur die Kleinen zur Rechenschaft zieht,

während den großen Herren draußen alles durchgelassen wird? Ich hörte in Gedanken einen Gefangenen mir zuflüstern: «Die größten Betrügereien werden in den oberen Kreisen begangen, die größten Orgien feiern die oberen Zehntausend; Schmiergelder fließen von einer Hand in die andere, und jeder wäscht seinen Dreck drin ab ...» Ich vergewaltigte mir die Beispiele, die mir mit samt den Namen in allen Einzelheiten erzählt wurden und begann meine Schlüsse zu ziehen. Stimmt es nicht, daß die ganze Gerechtigkeit eine Geldfrage war? Gab es Rechtsanwälte, die um des guten Rechtes willen sich einsetzten, wenn ihnen nicht im voraus soundso viel bar auf den Tisch gelegt wurde? Stimmt es etwa nicht, daß lauter «Herren» als Richter amtierten, daß diese Herren für Freunde ein gefälliges Ohr hatten und der Partei, zu der sie zählten, hörig waren?

Diese Dinge arbeiteten in mir ganz gewaltig. Mir war, als fiele ein dichter Schleier von meinen Augen. Eine erfrischende Energie überkam mich. Mit zunehmender Bereitschaft suchte ich die Nähe jener Mitgefangenen auf, die mich in ihr Vertrauen zogen. Ohne Widerwillen, ja mit einer boshaften Freude sogen meine Ohren ihre Worte ein. «Der Direktor, mein Junge, ist der Diener der am Ruder sitzenden Bande! Er ist die willige Dirne dieser Zuhälter! Schau doch nur, welchen Gefangenen er die besten Posten anvertraut, welchen er die Entlassungsgesuche begünstigt! Und schau dir die armen Teufel an, denen nur die Augen zum Weinen gelassen werden, weil sie weder Besuche noch sonstwie Hilfe von draußen erhalten. Glaube kein Wort von dem, was man dir vormachen will in Sachen Arbeit, Fleiß, Anstand. Verlaß dich nicht auf die Pfaffen und noch weniger auf die miauende Heilsarmee, mit ihrem Jesulein aus Marzipan! Sie alle, ohne Ausnahme, gehören derselben Clique an und haben nur eines im Sinn: dir die Würmer aus der Nase zu ziehen!»

«Und noch eines, mein Lieber! Hüte dich insbesondere vor jenen angeblichen „Kameraden“, die dir Geduld, Mut und Ergebenheit in dein Schicksal predigen! Es sind Schlangen, Feiglinge und Heuchler, Spione, die dich umgarnen wollen, um durch dich zu erfahren, was wir, ihre Feinde, vorhaben, reden und denken, um uns an den Direktor zu verraten!»

Bis tief in die Nacht hinein, wochenlang,

monatelang, jahrelang, verfolgten mich solche und ähnliche Einflüsterungen.

Körperlich und seelisch zermürbt, bleich und nervös stand ich jeden Morgen auf, um meinen Platz in der fatalen Kette wieder einzunehmen. Tag für Tag dasselbe Lied, dieselbe Freudlosigkeit ... Arbeit, Arbeit, Freudlosigkeit, Freudlosigkeit ... Teilnahmslosigkeit. Blicke durchs Fenster. Dort unten fahren Autos vorbei, Velofahrer, Spaziergänger, freie, frohe Menschen. Sie fahren oder gehen, wohin es ihnen beliebt, zu Geschäften, zu einem Vergnügen, zu lohnender Arbeit, der Liebe zu. Sie können nach Be ... «He dort!! Haben Sie nichts zu tun? Es ist verboten, am Fenster zu stehen! Das sollten Sie endlich wissen!»

Es ist verboten, es ist verboten!! Es ist bei Strafe verboten!

Nichts antworten, ja, nichts antworten! Schweigen, schweigen darfst du! Faust im Sack machen! Nichts merken lassen von dem, was du denkst, nichts von deinem Haß! Nach drei Jahren eines ungleichen Kampfes war ich dem Ungeheuer bedingungslos erlegen.

«**Der Direktor ist ein Schuft**» Irgendwo habe ich einmal gelesen, daß für jeden Menschen ein Stern am Himmel steht und von dort aus über ihn wacht. Er soll sich, wenn es not tut, verwandeln, zur Erde niedersteigen und sich ans Steuer des bedrohten menschlichen Vehikels setzen, um zu retten, was noch zu retten bleibt. Ich finde kein besseres Bild, um die Wandlung in meinem Geschick zu erklären, weil ich nicht so vermessen bin, zu behaupten, daß ich es allein meinem Willen zu verdanken habe, wenn ich mich doch noch vor dem gähnenden Abgrund retten konnte.

In treuer Anhänglichkeit schrieben mir meine Lieben regelmäßig alle 14 Tage, und ich antwortete ihnen jeden Monat. Der Inhalt der liebevollen, gutgemeinten Briefe erreichte mein Innerstes aber nicht. Es gab keine Worte, die es vermocht hätten, die Rebellion meines jungen Blutes einzudämmen oder meine lahmgelegte Vernunft wieder einzuschalten. Ich nahm nur auf, was meiner Entrüstung diente und meine Empörung schürte.

So ist es nicht verwunderlich, daß die letzte Zurückhaltung mich verließ. Es hatte mir ein



älter Gefangener eines Tages ein schreien-  
des Unrecht geschildert, dem er und noch ein  
anderer angeblich zum Opfer geworden waren.  
Ich hatte ihm empört gelauscht. So begab ich  
mich etwas später auf die Toilette, wo ich  
mich ungestört wußte, da nur ein Gefangener  
sie aufs Mal betreten darf, und schrieb mit  
Bleistift an die Wand: DER DIREKTOR  
IST EIN SCHUFT!

Ich kam mir wie ein Held vor, der für eine  
gute Sache eine Bombe geworfen hat. Ohne  
mir etwas ansehen zu lassen, nahm ich meine  
Arbeit am begonnenen Damenjackett wieder  
auf, der Dinge harrend, die da kommen  
mußten!

Bald konnte ich denn auch beobachten, wie  
im weiteren Verlauf des Tages ein geheimnis-  
volles Raunen von einem zum andern ging.  
Um mein Inkognito zu wahren, schloß ich  
mich der allgemeinen Neugierde an, und bald  
geschah, was ich errechnet hatte: Der Mei-  
ster wurde aufmerksam und entdeckte die  
freche Botschaft. Wer hatte das getan?

Zu meiner Enttäuschung gab es keinen auf-  
regenden Auftritt. Der Meister äußerte sich  
mit keinem Wort über den Vorfall. Das be-  
unruhigte mich. Am nächsten Tag stand der  
aufrührerische Satz immer noch unberührt an  
der Wand. War denn dem großen Herrn völlig  
gleichgültig, was die Gefangenen von ihm  
dachten?

Die Aufklärung kam am vierten Tag. Ich  
wurde unvermittelt ins Wachtlokal geführt,  
wo der Direktor mich erwartete. Der Chef  
befand sich ebenfalls dort. Ich gab den for-  
mellen Gruß zurück und erwartete trotzig den  
Beginn des Sturmes.

«In der Toilette der Schneiderei», begann der  
Direktor, «hat jemand die Wand besudelt ...  
Ist Ihnen das bekannt?»

«Ja, Herr Direktor.»

Es entstand eine Pause, während der er mich  
musterte. Der Chef ebenfalls. Ich hielt diesem  
Ansturm stand.

«Haben Sie das gemacht?» fragte der Direktor  
plötzlich, aber sehr ruhig.

«Jawohl, Herr Direktor.»

Er sah den Chef an; zu meinem großen Er-  
staunen durchaus nicht empört, sondern ver-  
ständnisvoll lächelnd.

«Es freut mich», erklärte er dann, «daß Sie  
den Mut zur Wahrheit nicht verloren haben.  
Aber lassen Sie in Zukunft ab von derlei

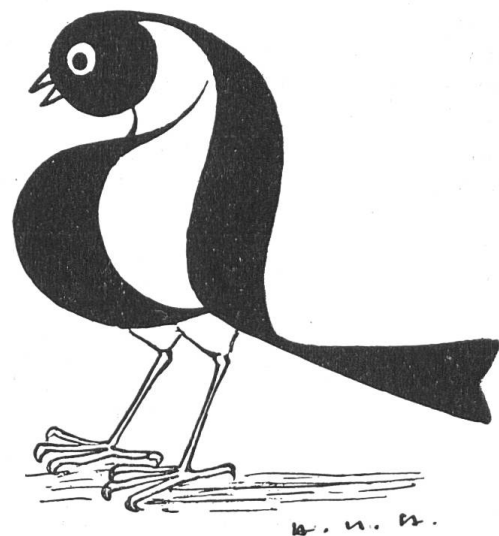
Dummheiten ... zu denen andere Sie ver-  
leiten.»

Der meinen Erwartungen völlig widerspre-  
chend verlaufene Auftritt verwirrte mich. Ich  
hatte etwas einschlagen wollen, das gar nicht  
da war. Beschämt und erzürnt erfuhr ich noch,  
daß ausgerechnet jener Gefangene mein Ver-  
räter war, der mit seiner Erzählung meine Ent-  
rüstung veranlaßt hatte. Unter einem Vor-  
wand hatte er mir eine Schriftprobe entlockt,  
die Wahrheit entdeckt und mich darauf den-  
nunziert.

**Verzweiflung** Dieses Ereignis — ich  
wurde dafür nicht bestraft — reichte leider  
nicht aus, um die düstern Wolken in meinem  
Gemüt zu vertreiben. Zwar begann ich meine  
Ansichten über den Direktor zu ändern, aber  
da sein persönlicher Einfluß nur wenige Mi-  
nuten währte, geriet ich bald wieder in den  
Bann meiner Umgebung, die für mich die  
Welt bedeutete. Die Großzügigkeit, die ich  
erfahren hatte, beschämte mich, verletzte  
mich. Ich begann meine Mitgefangenen zu  
verachten, sogar zu hassen. Darüber geriet ich  
aber in eine noch tiefere innere Einsamkeit.

## Zoo-logisches

VON HANS U. STEGER



DIE A-MEISE



Die Nächte wurden fürchterlich. Stundenlang lag ich mit offenen Augen da, den Blick starr ins Dunkle gerichtet, die Seele stumm, das Herz weinend. Das Ungeheuer preßte die Fangarme fester zu.

Ich versuchte eine Ablenkung durch Lektüre, verschlang ein Buch nach dem andern, um keine Minute, keine Sekunde allein mit meinen Gedanken bleiben zu müssen, aber es half nichts. Zwischen jeder Zeile lauerte der in mir reifer werdende Entschluß.

Da die Kontrolle über die Werkzeuge peinlich genau durchgeführt wurde, mußte die Schlaueheit mir zu einer geeigneten Waffe verhelfen, um mein Vorhaben unauffällig vorzubereiten. Es gelang mir, ein Messer scharf wie eine Rasierklinge zu schleifen. Und nach dem schwersten inneren Kampf brachte ich mir damit in der Einsamkeit der Zelle eine gefährliche Bauchverletzung bei.

Ich kann mich der Einzelheiten, die nachfolgten, nicht mehr genau entsinnen. Meine Verzweiflung war dermaßen grenzenlos, mein Drang, allem zu entfliehen, so übermächtig, daß ich wiederholt die Klammern losriß, die der Arzt mir anlegte, und die Medikamente entfernte, die der Vereiterung vorbeugen sollten. Wenn ich dennoch genas, so geschah es nicht, weil ich es wollte. Der gute Stern war wieder tätig gewesen und hatte meiner Seele eine neue Frist erkämpft. Die Wunde vernarbte, aber in meinem Herzen war der Jammer nur um so größer.

Hier wird es Zeit, von einem Menschen zu sprechen, den ich nie vergessen werde. Es ist der Krankenpfleger. Um dessen Lächeln würdigen zu können, muß man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, die sich seiner Tätigkeit in den Weg stellen. Die Verstellung ist an der Tagesordnung, und zwar nach beiden Richtungen hin. Es wird simuliert und dissimuliert, letzteres verhältnismäßig seltener,

aber mit nicht geringerer Hartnäckigkeit. Der eine klagt über Magenschmerzen, die er nicht hat, in der Hoffnung, sich auf einen Monat eine Ration Milch zu sichern, der andere verheimlicht ein heimliches Leiden, das er mitbrachte, in der Absicht, bei seiner Entlassung auf Schadenersatz klagen zu können.

Die Hauptursache des Simulantentums ist in der Tatsache zu suchen, daß der Gefangene, außer an Sonn- und allgemeinen Festtagen, keinen Arbeitsunterbruch kennt. Stellt man sich nun vor, daß es Gefangene gibt, die jahrelang dermaßen ohne Unterbruch eingespannt bleiben, so wird es verständlich, daß sie sich manchmal nach Ausspannung sehnen. Und da gibt es nur eine Möglichkeit: krankheitshalber liegen bleiben! Der Krankenpfleger weiß das so gut wie der Direktor. Ist der sich krank meldende Mann als ordentlicher Mensch bekannt, so drückt man ein Auge zu und gönnt ihm einen oder zwei Tage Ruhe. Er wird sich in der Regel ohne weitere Aufforderung wieder von selbst an die Arbeit begeben. Er hat wohl simuliert, aber fast unbewußt. Seine Krankheit war eine zeitweilige Depression, so etwas wie ein Ruhekomplex.

Die überlegten Simulanten hingegen sind abgebrühte Gesellen, denen es lediglich darum geht, sich von einer unangenehmen Arbeit zu drücken. Vom Seifenschlucken bis zur absichtlich gezüchteten Infektion wird alles versucht. Es ist deshalb verständlich, daß der Krankenpfleger wie auch der Arzt, der wöchentlich einmal vorspricht, bei diesen Menschen schlecht angeschrieben sind.

Ich bin mir nie ganz klar darüber geworden, wie die zweite, schwere seelische Krise bei mir entstand, und welcher Umstand sie zur Auslösung brachte. Ich weiß nur noch, daß ich plötzlich einen Punkt erreicht hatte, der mich bei hellstem Sonnenschein alles in tiefste Nacht gehüllt empfinden ließ. Es war an einem

### *Da musste ich lachen*

Hinter einem gutdeckenden Rezepturtisch zu stehen ist oft recht unterhaltend. Als in Zürich «Hamlet» im Film und auf der Bühne zu sehen war, konnte ich das folgende Gespräch zweier junger Herren belauschen:

Der eine: «Hüt zabig hau i's in Kino — in „Hamlet“.» Der andere: «Jä, kännsch du de „Hamlet“ scho?» Der eine: «Hä natürlä nöd, suscht gieng ich en doch gar nöd go aaluege.»

Mitgeteilt von R. B., Zürich 6.

Sonntag. Ich versperrte die Tür meiner Zelle mit einem festgeschraubten Holzstück und schnitt mir die Adern am Vorderarm auf. Was sich dann ereignete, weiß ich nicht. Als ich zum Bewußtsein kam, standen der Arzt und der Direktor an meinem Lager. Des letztern Hand lag auf meiner Stirn. Was er zu mir sprach, erreichte mich wie aus weiter Ferne. Ich erinnere mich nur an einzelne Worte. «So ein dummer Junge. Wer wird sich so etwas antun...»

Aber auch diese freundlichen Ermahnungen brachten mir keinen Trost. «Ach», dachte ich, «ihr wißt alle nicht, wie schwer es mir ist.» Erst als es meinem Jammer gelang, sich auszuweinen, kam Linderung, und nun erlebte ich es, wie eine neue Erkenntnis sich bei mir von Tag zu Tag, von Woche zu Woche durchzusetzen begann und allmählich über meine bisherige Verzweiflung Oberhand bekam. Es war, als sei alles Überstandene eine nicht zu umgehende Prüfung gewesen, aus der allein sich ergeben konnte, ob ich zum Untergang verdammt oder zu neuem Leben bestimmt sei. Der erste Mensch, den dieser Umschwung freute, war der Direktor. «Sehen Sie», erklärte er mir, «ich weiß, welche innern Kämpfe in diesem Hause geführt werden und wie schwer es mancher hat, über sein Schicksal ins klare zu kommen, es anzunehmen. Jeder, der mit der Brutalität des Strafgesetzbuches Bekanntschaft macht, empfindet es als ein Unrecht. Ich weiß genau, daß bei manchem zu hart verfahren, hie und da wohl auch ungerecht geurteilt wurde. Aber als Direktor darf ich keinen mir eingelieferten Gefangenen anders behandeln, als es Gesetz und Reglemente vorschreiben. Jeder muß durch das Feuer des Freiheitsentzuges gehen. Jeder muß die Versuchungen, die Einflüsterungen aus eigener Erfahrung heraus erleben, sie sortieren, sie bekämpfen oder ihnen nachgeben. Alle, die da ankommen, haben ein Brett mitgebracht, und dieses Brett tragen sie vor der Stirn. Weder durch aufklärende Worte, ja nicht einmal durch Liebe läßt sich gegen die mitgebrachte Verbocktheit ankämpfen. Ich kann nichts tun, als warten, bis einer das vermaledeite Brett selber abwirft und sich bereit erklärt, sein Kreuz auf sich zu nehmen. Wer das zustande bringt — es ist überaus schwer —, dem kann geholfen und vertraut werden.»

Diese Erklärungen gab mir der Direktor nicht auf einmal ab. Sie erfolgten allmählich, immer

wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Genau wie es zu Beginn meiner Strafzeit mir mit den negativen Gedanken gegangen war, begann ich nun, der neuen Erkenntnis nachzugrübeln. Ich fing auch an, den sehr reichlich bestellten Bücherkatalog aufmerksamer zu studieren. Auch am Zeichnen und an der Aquarellmalerei gewann ich Freude. Erst jetzt, nach Jahren, entdeckte ich, wie großzügig eigentlich mit den Vergünstigungen verfahren wird, die dem Gefangenen helfen können, sich aus dem Knäuel seiner verworrenen Gedanken herauszufinden.

Gleichlaufend mit meiner innern Wandlung, gewissermaßen als äußeres Zeichen dafür, war meine Zelle nach und nach ein nettes, kleines «Zimmer» geworden. Ein kleiner Teppich deckte den Boden, Bilder, teilweise von meiner Hand, zierten die Wände, ein Bücherregal, ein Arbeitstischchen, ein Blumentopf, ein Kissen. Ich trug ein selbstverfertigtes Kleid; ich trug leichte Schuhe; mein Haar war wieder lang geworden und sah gepflegt aus. Ich mußte nicht mehr acht Tage auf den Rasierer warten, um meine häßlichen Bartstoppeln loszuwerden; ich konnte mich selber rasieren. Ich dachte auch wieder mehr an meine Eltern und an all die Lieben, die mir nach wie vor unverbrüchlich ihre Zuneigung erhalten hatten. Ich entdeckte auch einen weitem, wirklich gütigen Menschen in der Person des Buchhalters der Anstalt, dem die sehr undankbare Rolle zufällt, als die rechte Hand des Direktors zu vermitteln, zu besänftigen, aufzumuntern, zu trösten und zu schimpfen, wenn es nicht anders geht, aber immer so, daß keine anhaltende Verbitterung zurückbleibt.

**Der gefesselte Eros** Die einschneidendste Folge des Freiheitsentzuges ist der zwangsläufige Verzicht auf den Geschlechtsverkehr. Hier kann es sich nicht darum handeln, allmählich eine verbesserte Situation zu schaffen, wie etwa beim Rauchen, beim Leseverbot der Tageszeitungen und anderem mehr. Den stärksten, den ursprünglichsten aller menschlichen Triebe muß der Gefangene verdrängen. Dieser Kampf, dieses Auf und Ab wirkt sich zermürbend auf den Körper, den Geist und die Seele aus. So ziemlich alles Häßliche im Leben der Gefangenen untereinander ist darauf zurückzuführen.

Meinerseits entsinne ich mich aus der Zeit, wo ich bereits im Freien beschäftigt wurde,

eines Erlebnisses, das mein junges Blut arg durcheinanderbrachte. Ich war mit einem andern Gefangenen beauftragt worden, Bohnen zu brechen. Das betreffende Feld befand sich ganz nahe bei einer Straße, die zwei Dörfer miteinander verbindet. Auf dieser Straße war der Verkehr ziemlich rege. Da kamen zwei junge Mädchen heran. Mein Kollege, der, obwohl jünger als ich, schon sehr viele Erlebnisse mit Frauen gehabt und sie mir eingehend geschildert hatte, winkte ihnen zu. Zu meinem maßlosen Erstaunen gaben sie den Gruß eifrig zurück, blieben stehen und sprachen mit uns. Was sie sagten, entging mir ganz; denn als erste Begegnung mit einem jungen Mädchen, nach Jahren der Enthaltung, war es ein Ereignis, das mich erschauern ließ. Auf dem Heimweg, zurück zur Anstalt, wiederholte der Kollege mir den Hergang des Dialoges. Es war an sich belanglos, aber ich schlief in jener Nacht überhaupt nicht. Das Gesicht des einen Mädchens stand klar in meiner Vorstellung, und ich habe ihm und mir Worte in den Mund gelegt, wie sie schöner in keinem Liebesbrief stehen könnten. Wir haben uns ewige Liebe und ewige Treue gelobt, und obwohl ich das Mädchen nie wieder sah, ist «die Nacht mit ihr» in meiner Erinnerung wie ein wirkliches Erlebnis geblieben.

**Eine unerwartete Wendung . . .**

Außer dem Zellenbau gab es noch das Korrektionshaus. Es beherbergt zur Hauptsache Menschen, die ihres liederlichen Lebenswandels halber administrativ auf bestimmte oder unbestimmte Zeit eingeliefert werden. Dieses Gebäude hat keine Zellen. Im Keller war eine Spulerei und Weberei installiert. Im Erdgeschoß befanden sich ein großes Warenlager, eine Schreinerei und eine Korbberei. Die Schlafsäle mit rund 120 Insassen lagen im zweiten Stockwerk. Darüber, im Estrich, war, in Bretterwände eingefaßt, die «Kirche» untergebracht, in der auch hie und da kleine Veranstaltungen abgehalten wurden.

Am 18. Februar 1948, abends, sollte dort eine Filmvorstellung stattfinden. Es war ein sehr kalter Tag. Die Bise wütete, weshalb schon rechtzeitig mit der Heizung des großen Ofens begonnen worden war.

Ich befand mich wie üblich in der Schneiderei bei der Arbeit. Es war ungefähr 5½ Uhr. Heimlich wurde sehr eifrig über die bevorstehende Veranstaltung gesprochen. Draußen

war die Nacht eingebrochen, bald sollte Feierabend sein. Da vernahmen wir plötzlich den Alarmruf des Feuerhornes! Alle horchten auf, Gefangene und Meister. Der rote Hahn auf Thorberg?

Wenn auf der ganzen Welt der Appell «Feuer» das Gemüt der Menschen unheimlich berührt, wie noch viel aufwühlender hört er sich in einem Kerker an! Eine erregende Unruhe ergriff alle Herzen.

Bei uns im Schneideratelier trieb diese Unruhe in die Blicke ein Lauern, das an jenes von wilden Tieren erinnert, wenn die Stunde des «Fressens» endlich naht.

Einige von uns rannten zu den Fenstern, die dem Schloß und dem Korrektionshaus zugekehrt sind, woher die Hornsignale herkamen. Aus dem Dache, über der «Kirche», sahen wir dichte Rauchschwaden aufsteigen. Der erste Eindruck war eine Enttäuschung. Es sah mehr nach einem Kaminbrand aus als nach einem gefährlichen Feuer, und mit der Bemerkung: «Viel Lärm um nichts» gab einer ziemlich genau der Meinung aller Ausdruck.

Aber plötzlich wurde die Tür zur Schneiderei aufgerissen. Der Chef erschien, und aus der Art seines Auftretens wurde sofort ersichtlich, daß die Lage bedrohlich war.

«Achtung!» rief er, um uns alle zu sammeln. «Es wird unverzüglich eingerückt. Diejenigen, die ich beim Namen aufrufen werde, haben sich mir sofort anzuschließen!»

Wir umstellten den Chef erwartungsvoll. Er sah sich die Leute schnell an und suchte jene heraus, die ihm vertrauenswürdig schienen. Ich befand mich auch darunter und hatte kaum Zeit, mich dessen zu freuen; denn schon ging es im Laufschrift durch den langen Gang des Zellenbaues, dann hinaus in den Hof und hinüber zum Korrektionshaus, wo zu unserm nicht geringen Erstaunen die Flammen schon hoch aufloderten: Auf Thorberg war Großfeuer ausgebrochen!

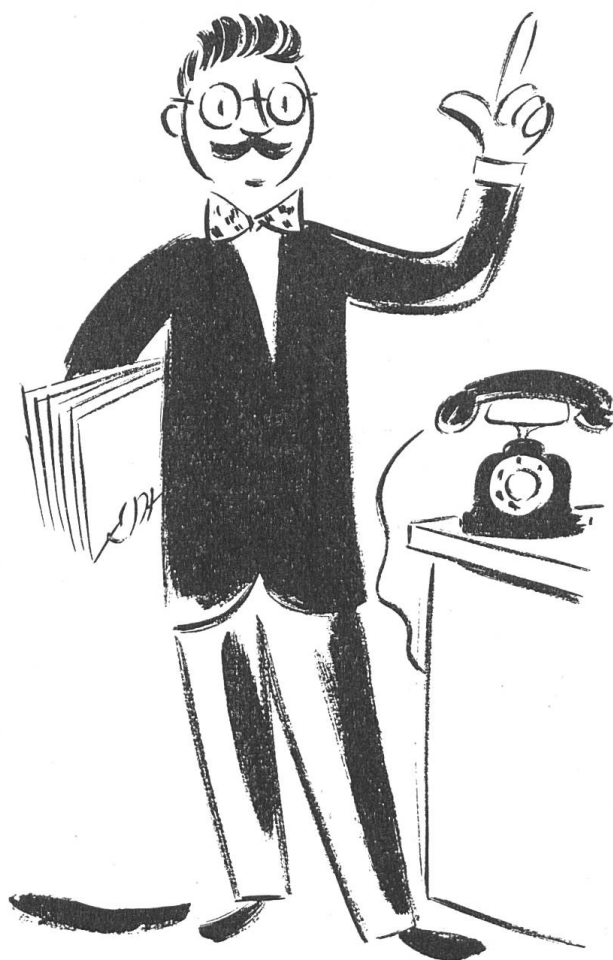
Dieses außergewöhnliche Ereignis zeitigte außergewöhnliche Begebenheiten. So geschah es, daß auch Gefangene mit hinausgelaufen waren, die man eigentlich in ihre Zellen verbringen und einschließen wollte. Das Feuer griff derart um sich, daß eine geregelte Durchführung des Rettungsdienstes unmöglich wurde. Kaum war eine Verfügung getroffen, mußte schleunigst anderswo als vorgesehen eingegriffen werden. Das Verhalten des Personals war anfänglich ungewiß. Sollten sie die Gefangenen

beaufsichtigen oder retten, was noch zu retten war? Wo war dieser, wo jener? Die Flammen prasselten, von der Bise angefacht, wütend; der Rauch, schwer und schwarz, wurde durch die Bise zurückgedrängt und griff an die Kehlen. Von überall her gellten Rufe, Befehle. Mit der Axt, mit improvisiertem Werkzeug wurden die Gitter an den Fenstern verbogen oder herausgeschlagen, um die wertvollen Waren ins Freie zu schaffen. Die Hausfeuerwehr griff tapfer ein, aber mit einer Spritze, die aus dem Jahre 1890 stammte, war nicht viel anzufangen. Ich sah den Direktor hemdärmelig auf dem Estrich mit dem Leitrohr in den Händen den Flammen zusetzen, aber schon sehr bald machte sich der Wassermangel bemerkbar.

Im unbeschreiblichen Durcheinander tat jeder, was er konnte. Ich beteiligte mich am Ausräumen des Magazins, in welchem die Habseligkeiten der Insassen aufbewahrt wurden. Da gab es Hunderte von Säcklein und Koffern mit allen möglichen und unmöglichen Sachen, die aber doch den meisten ihr ganzes Hab und Gut bedeuteten. Zufällig entdeckte ich mein eigenes Säcklein. Ich nahm es mit noch zwei andern auf die Arme und brachte sie in Sicherheit. Bis auf wenige Habseligkeiten gelang es uns, alles herauszuschaffen, was uns ein besonderes Lob des schweißtriefenden Chefs einbrachte.

Es ist kaum vorstellbar, was die Gefangenen an Rettungsaktionen vollbrachten. Es war ergreifend, sie bei der Arbeit zu sehen. Ohne Furcht, durch Rauch und Flammen hindurch, liefen und rannten sie immer wieder in das aus allen Löchern feuerspeiende Gebäude hinein, brachten Stoffballen, Möbel, Bettwäsche, Weidenbünde, kurz alles heraus, was sie noch ergattern konnten. Als zur herbeigeeilten Feuerwehr aus Burgdorf auch noch die stadtbernische eintraf, handelte es sich im wesentlichen nur noch darum, das Übergreifen des Feuers auf das Schloß und auf den Zellenbau abzuwehren. Aber auch hier, als es endlich gelungen war, einen Wasseranschluß aus dem Tal zu bewerkstelligen, waren es wiederum die Gefangenen, die sich durch Unerschrockenheit auszeichneten. Einer von ihnen zum Beispiel setzte sein Leben ein, indem er, zuoberst auf eine der Spezialleitern geklettert, sich trotz der Flammen lange genug halten konnte, um das Übergreifen auf das Schloß zu verhindern.

Ich kaufe ein Los!



Als „Samichlaus-Überraschung“ bringt der Trefferplan nebst vielen andern Gewinnchancen 2 Haupttreffer à Fr. 50 000.—; ausserdem weiss ich, dass der gesamte Reingewinn guten Zwecken dient.

## ZIEHUNG 7. DEZEMBER

Lose bei den Losverkaufsstellen und Banken oder direkt bei Landes-Lotterie Zürich, Postcheck VIII 27 600 plus 40 Rp. Porto.

**LANDES-LOTTERIE**



**Trotz Hausarbeiten** immer ein gepflegtes Aussehen, dank Voro, der feinen Crème mit Lanolin — fett oder halbfett. Ausgezeichnet für Gesicht und Hände. Tube Fr. 1.65, Dosen zu 0.75, 1.45 und 3.60 (Familienpackung).



Der Höhepunkt wurde erreicht, als die Stromzufuhr abgestellt werden mußte. Die Flammen machten die Nacht nur noch unheimlicher. Es wurde nicht mehr unterschieden, wer Gefangener, wer Feuerwehrmann, Aufseher, Direktor oder Zivilist war; jeder tat seine Pflicht angesichts der Gefahr, und es ist für alle, die es erfahren durften, ein großes Erlebnis gewesen, gerade dort die größte Hilfsbereitschaft und Treue vorzufinden, wo sie, nach allgemeinen Begriffen, am wenigsten zu erwarten gewesen wäre.

Es mußte deshalb manches Lächeln heraufbeschwören, als es ungefähr um 8 Uhr, als das Schlimmste vorüber war, bekannt wurde, daß ein sehr starkes Polizeiaufgebot die Umgebung von Thorberg erreicht und einen Sicherheitskordon ringsherum errichtet habe. Gewiß, diese Vorsichtsmaßnahme war selbstverständlich, aber erstens geschah sie zu spät, um wirksam zu sein, und dann hatte sich eben das Unberechenbare, Unerwartete ereignet. Nur von zwei Gefangenen war die Gelegenheit benutzt worden, um das Weite zu suchen, und diese waren «leichte Vögel», die dann auch in derselben Nacht wieder eingebracht wurden.

Die Sicherstellung des Schlosses gab noch reichlich Gelegenheit, die Vertrauenswürdigkeit der beteiligten Gefangenen zu erweisen. Nicht nur bei der Räumung des direktorialen Hausrates, sondern auch bei der Sicherung der Wertsachen und der in den Büros aufgestapelten Akten und Dokumente. Der Direktor hat, als die Gefahr vorüber schien, alles wieder zurückerhalten. Er hatte daraufhin auch Verständnis dafür, als er erfuhr oder selber sah, wie es sich einige Gefangene bei Sardinen und Wurst, die bei der Rettung des Lebensmittelmagazins als Zins liegen geblieben waren, gut sein ließen. Manch einer hat der Lockung nicht widerstehen können, eine Flasche Wein zu leeren oder etwas Kirsch zu versuchen. Die Leute hatten seit Mittag nichts gegessen, und alles geschah gewissermaßen nur, um den Sieg über das schlimme Element zu feiern. Dabei kam auch die Komik auf ihre Rechnung. So hörte ich einen Gefangenen, der etwas zuviel des Guten zu sich genommen hatte, der ergriffenen Frau Direktor zuflüstern: «Seien Sie nicht so traurig, Frau Direktor, wir bauen Ihnen wieder eines auf, ein viel schöneres!»



In der Tagespresse, die ausnahmsweise in den nächsten Tagen auf Thorberg zirkulierte, lasen die Gefangenen die ausführlichen Berichte über den Brand. Sie fanden, daß es die Polizei gut verstanden hatte, den Großteil der Lorbeeren einzustecken. Es fielen einige Witze, über welche die Polizisten sicher selbst gelacht haben würden. Der Großbrand auf Thorberg hatte auf die Haltung der Gefangenen bei diesem Anlaß günstige Veränderungen zur Folge. Erstens einmal fand ein altes, hartnäckig umstrittenes Problem eine Lösung: das Rauchen!

Bis zum Februar 1948 war den Insassen auf Thorberg das Rauchen strengstens untersagt gewesen, während das «Schiggen» erlaubt gewesen war. Jeden Monat erhielt jeder Insasse eine kleine Rolle pechschwarzes, übelriechendes Zeug, das im Mund zu einer dunkelbraunen Sauce zerkaut wurde. Der Saft wurde geschluckt oder hoch im Bogen ausgespuckt. Die zurückbleibende Masse wurde getrocknet, feingeschnitten und gelangte gegen Brot an jene, die aus Sehnsucht nach einem Zug Tabakrauch lieber hungerten. Als Zigarettenpapier mußten die Blätter der kleinen Bibeln erhalten, die zum Teil dieses Zweckes wegen hoch im Kurs standen. Zur Bereitung von

Feuer wurden die unwahrscheinlichsten Apparate konstruiert. Das Rauchverbot gab dem Personal mehr zu tun als alle andern Vorschriften zusammen. Der Direktor selbst hatte sich, meines Wissens, oft für eine bescheidene Freigabe des Rauchens eingesetzt, aber umsonst.

Nach dem Brand konnte der Direktor seine Ansicht endlich durchsetzen. Das Rauchen wurde in der Freizeit gestattet. Seither erhält jeder Insasse monatlich ein 150-Gramm-Päckchen guten Tabaks und zwei «Büchlein» Blättchen. Damit kann er sich 5—6 Zigaretten täglich drehen. Als dieser Beschluß bekannt wurde, war der Jubel groß.

Ich habe dieses Rauchexperiment zwei Jahre hindurch mitgemacht. Weder in den Zellen, in den Werkstätten, in den Scheunen, Stallungen noch sonstwo ereignete sich etwas, das zu Bedenken Anlaß gegeben hätte. Die Gefangenen hatten etwas wie eine Kollektivverantwortung übernommen. Jeder paßt auf jeden auf, und alle hüten sich, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, um die große Vergünstigung nicht wieder zu verlieren. Es gibt kein wirksameres Mittel, um die renitentesten Köpfe gefügig zu machen, als die Drohung des Tabakentzuges auf einen oder zwei Monate.

*Jetzt*  
**werden wir nicht mehr husten!**



**EIN VORZÜGLICHES HUSTENMITTEL  
FÜR ERWACHSENE UND KINDER**

Bei trockenem oder schleimigem Husten, Luftröhrenkatarrh, Bronchitis und Atmungsbeschwerden, nehmen Sie Zuflucht zu «Zellers Hustensirup» für Erwachsene und Kinder. Dieses kräftige, vorwiegend pflanzliche Lösungs- und Linderungsmittel verflüssigt den zähen Schleim, stillt den Hustenreiz, erleichtert die Atmung und sichert ungestörte Nachtruhe. Er schmeckt ausgezeichnet und wird auch von Kleinkindern gut vertragen.

**ZELLERS**  
*Hustensirup*

für Erwachsene und Kinder



DIE FLASCHE  
**+ 3,60**

Erhältlich in  
Apotheken u.  
Drogerien.

Ein Qualitätsprodukt von:

**MAX ZELLER SOHNE, ROMANSHORN**

**Im Vorhof der Freiheit** Im Frühling 1948 — nach sechs Jahren — teilte mir der Chef eines Tages plötzlich mit: «Morgen rücken Sie zur Arbeit außerhalb der Anstalt aus!» Es stand mir ein großes Erlebnis bevor.

Punkt sechs Uhr öffnete sich meine Zellentür, und es ging hinaus in den Hof, der dem Schloß vorgelagert ist. Etwa 70 Mann stellten sich nach und nach ein und richteten sich in einer langen Doppelreihe aus. Ich bekam meinen Platz angewiesen. Es fiel mir auf, daß sowohl der Direktor als auch der Buchhalter anwesend waren und unermüdlich den Hut abnehmen, um den Gruß der Antretenden zu erwidern. Diese Achtungsbezeugung freute mich.

Links und rechts von Direktor und Buchhalter standen die Meister, Handwerker und Landwirte in Werktagskleidung. Gottlob nicht eine Uniform! Der Werkführer, dem die Organisation des landwirtschaftlichen Betriebes untersteht, lief die Front ab, um die Anwesenden zu zählen. Das Ganze erinnerte mich

an die schöne Zeit, da ich hoch oben in den herrlichen Walliser Alpen meine Rekrutenschule absolvierte.

«He da!» weckte mich der Werkführer aus meiner kurzen Träumerei, «wie heißen Sie?» Ich gab ihm Auskunft, worauf er mich dem Meister zuwies, dem die Pflanzungen unterstanden. Es gab ein kurzes Kommando. Die 70 Mann lösten sich in kleine Gruppen auf, deren jede mit ihrem Meister zur Arbeit abmarschierte. Der junge Tag war frisch und rosig, wie die Vorboten der Sonne, deren goldene Strahlen den Saum der Wälder ringsum schon durchleuchteten. Mein Herz jauchzte im stillen. Nach einem Marsch von annähernd 20 Minuten erreichten unsere acht Mann den Acker, den wir mit Setzlingen anzupflanzen hatten.

Mein neuer Meister war ein älterer, hagerer Mann. Ich habe gerne mit ihm gearbeitet, wie alle, die ihm zugeteilt waren. Mehr als sein ungeschliffenes Vokabular wurde seine Neigung empfunden, die Zeit zum Feierabendmachen zu übersehen, wir waren immer die

---

L. M.

Zürich, 5. Dezember 1950.

Lieber Sohn,

Die mitfolgende Flasche Cognac Comte de ROFFIGNAC, ein währschafter Männertrunk, ist Dir jetzt schon auf die kommenden Festtage als persönliches Angebinde von mir zugedacht.

COGNAC – magischer Name, Freudenspender, Lebenswasser (wörtliche Uebersetzung von «eau-de-vie»), flüssige Poesie, Metamorphose des köstlichen Duftes, welcher den Blüten edler Reben und deren Weinen entströmt in jenem gesegneten Himmelsstrich Frankreichs, der CHARENTE heißt.

Die Flasche sei Ueberbringerin aller guten Wünsche. Betrachte sie liebevollen Blickes. Gönn ihr einen bevorzugten Platz in Deiner «Hausapotheke». Zeige sie dort mit Besitzerstolz Deinen Gästen.

Und wenn Dich dann die Lust ankommt, ihnen und Dir selbst davon zu kredenzen, dann tue es nicht husch-husch, so wie man einen «Steinhauersirup» zu «kippen» pflegt, sondern sehr behutsam, in einem formschönen Glas, einem Cognacschwenker. Sei Deinen Gästen ein Vorbild, wie man dem gräflichen Cognac die ihm gebührende Ehre erweist. Lasse zuerst mit geschlossenen Augen Deine Nase die Wonne des Bouquets auskosten. Dann führe ihn Dir andächtig und in ganz kleinen Schlücklein zu Gemüte. Dadurch gibst Du Dich ihnen als Mann von guter Lebensart zu erkennen.

Herzliche Grüße

*Hein Lapa.*

Allerletzten. Aber seine Hilfsbereitschaft überwog den augenblicklichen Ärger. Sicher wird er noch zu spät in den Himmel kommen, aber hingelangen wird er zweifellos.

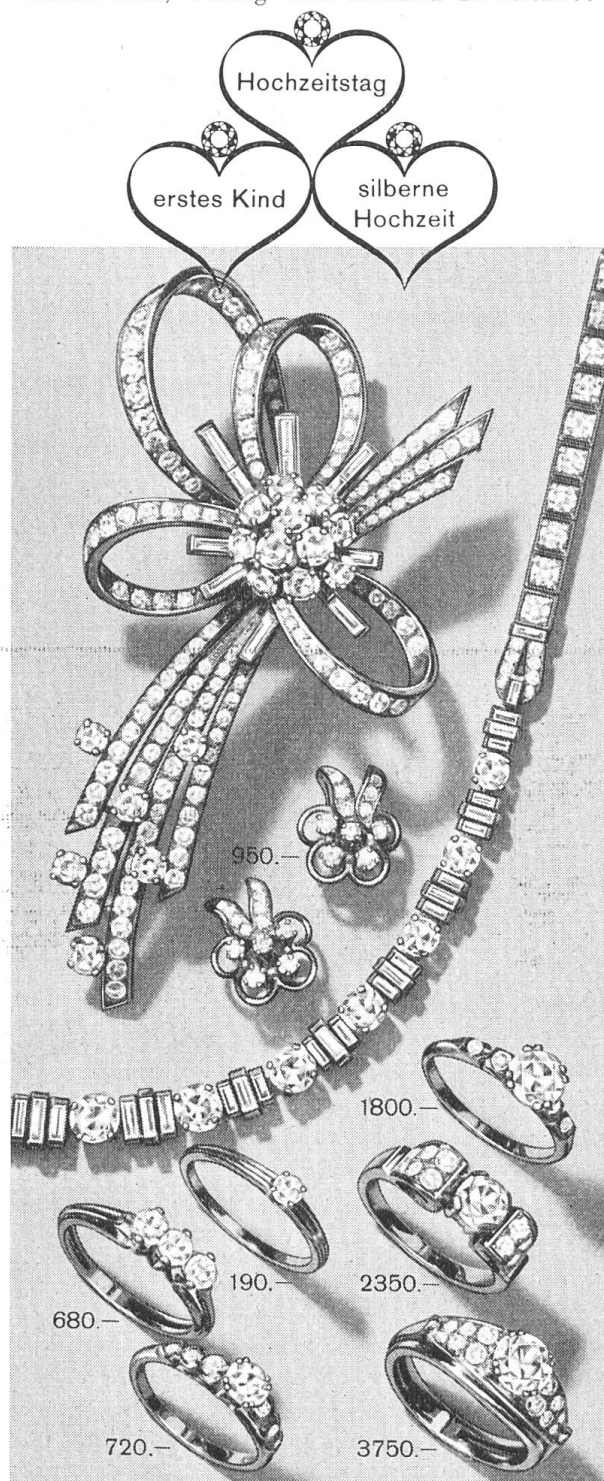
Je nach der Arbeit mußten zwei oder drei Mann hier, andere dort anpacken. So blieben wir oft stundenlang uns selber überlassen und konnten das uns entgegengebrachte Vertrauen rechtfertigen. Wenn die Sonne hoch am Himmel stand, wurde das Hemd ausgezogen und im Sonnenbad weiter gearbeitet. Um 8½ Uhr wurde uns Tee und Brot gebracht, am Nachmittag um 3½ Uhr ebenfalls, und wenn es an die eigentlichen, strengeren Arbeiten ging, beim Heuen, Mähen und anderem mehr, kam noch ein gut bemessenes Stück Magerkäse hinzu.

Nach einigen Wochen bekam ich die ersehnte Gelegenheit, ganz allein auszuwandern. Ich mußte einer Gruppe, die in der Weilmatt arbeitete, das Zvieri bringen. Ich hatte einen Weg von etwa 25 Minuten zurückzulegen. Unterwegs, bei der Mühle, setzte ich meine Teekannen und den Korb mit dem Brot und dem Käse ab, um ein wenig auszuruhen. Ich setzte mich auf den Rand des Brunnentrog und freute mich am Anblick, der sich mir bot. Allerlei Menschen gingen vorbei, Autos flitzten hin und her, Luxuswagen, schwere Fahrzeuge, ich sah Männer und Frauen ... das Leben! Es kam mir ganz merkwürdig vor. Ich, ein Gefangener aus dem berühmten Thorberg, saß da, frei und gemütlich ruhend, weit vom Schuß, ohne jede Aufsicht. Ich hatte nicht einmal die Mahnung mitbekommen, schleunigst wieder zurückzukommen. Unvermittelt stellte sich eine Radfahrergruppe bei mir ein. Sie bestand aus einem Herrn, einer Dame und deren Sohn. Sie waren abgestiegen, um sich am Brunnen zu erfrischen. Sie grüßten mich, und ich erwiderte den Gruß.

Ich rauchte eine Zigarette. Die Leute schienen zu glauben, daß ich zur Mühle gehörte. Der Herr nahm sich einen Stumpen heraus und bot mir einen an. Dabei musterte er mein braunes Kleid. Da kam ich seiner Frage zuvor und gab mich als Insasse von Thorberg zu erkennen. Er staunte, daß ich mich so weit von der Anstalt ganz allein befand. Ein Wort gab das andere, und wir kamen bald in ein lebhaftes Gespräch. Ich gab bereitwillig Auskunft über Unterkunft, Arbeit, Verpflegung. Als die Leute von mir hörten, wie manches langes Jahr ich schon dort oben war, sahen

## Der ewig Strahlende

Was kann es Schöneres geben, als sprühende Brillanten, um die großen Festtage des Ehelebens froh, würdig und dauernd zu feiern?!

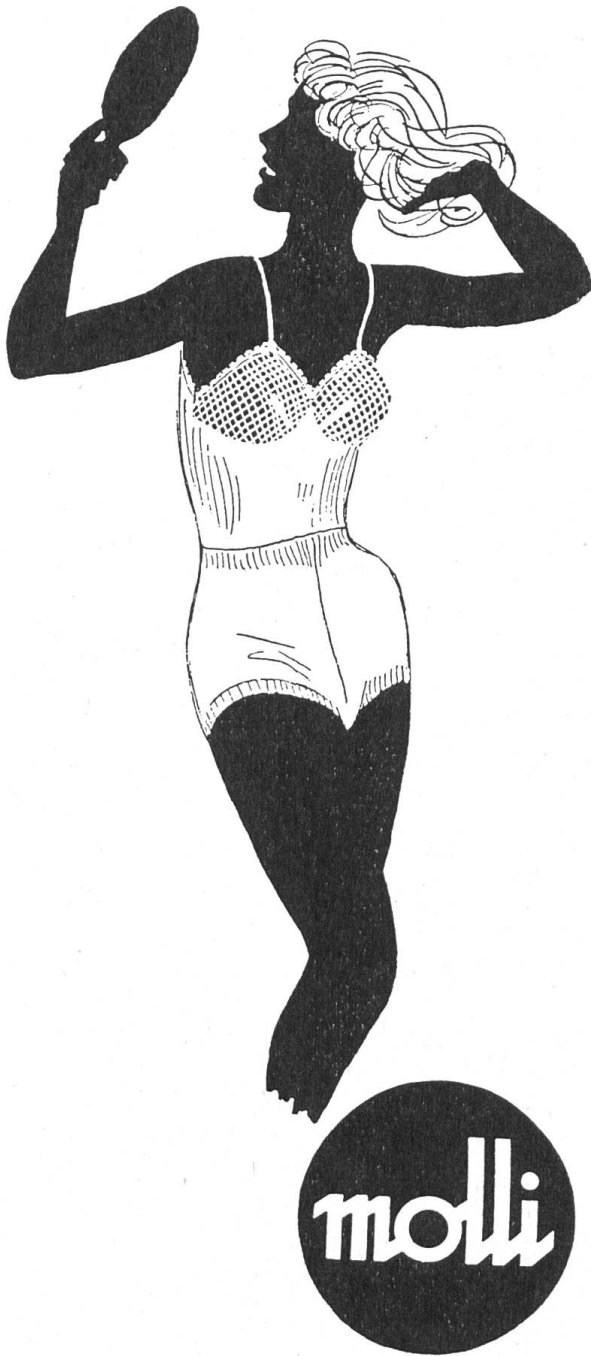


Diamanten sind Geschenke  
von wahrer Wertbeständigkeit.

## GÜBELIN

Luzern, Schweizerhofquai 1  
Genf, Rue du Rhône 60

Zürich, Bahnhofstraße 37  
St. Moritz, Haus Surselva



Damen mit empfindlicher Haut lieben die feine, leichte Molli-Wäsche ganz besonders: Sie «kratzt» und «beißt» nicht. Die neuesten Molli-Modelle werden Ihnen in jedem guten Geschäft bereitwillig gezeigt

Fabrikanten:  
Rüegger & Co., Zofingen

sie mich so verwundert an, daß ich lachen mußte. Was alles hatten sie wohl schon über die schrecklichen Menschen und Zustände auf Thorberg gehört? Zum Abschied gaben mir alle freundlich die Hand. Die Dame schenkte mir eine Tafel Schokolade und der Herr den Rest seiner Stumpen samt dem Päckli.

Ich gelangte mit ziemlicher Verspätung zur Weilmatt und erzählte dem Meister von meiner Begegnung. Dieser Meister — von Beruf Käser — war sehr beliebt. Sein ganzes Verhalten fußte auf seinem christlichen Glauben. Er war stets freundlich und ging bei schwierigen Arbeiten immer mit dem guten Beispiel voran. Oft sah ich ihn einen Pickel oder sonst ein schwereres Werkzeug aus den Händen eines minder muskelbegabten Gefangenen nehmen, dessen Arbeit verrichten und ihm die leichtere zuweisen. Gab es irgendwo Reibereien, griff er mit einigen vernünftigen Worten ein, und es war erstaunlich, wie seine Ermahnungen wirkten. Keiner widerstand seinem Lächeln.

Auch manche andere Meister und Aufseher versuchten, den Menschen im Gefangenen zu verstehen. Aber leider gibt es daneben andere. Diese sind wortkarg, mürrisch und unnahbar. Ich denke dabei besonders an den «Laubfleck», dessen Pflichtgefühl in Sadismus ausartete. Er empfand es als Freude, einen Gefangenen einer Kleinigkeit wegen zu rapportieren. Manch einer ging sinnetwegen unter die Verlorenen.

Mir, wie sehr vielen andern, wurde die Arbeit im Freien und das uns dabei geschenkte Vertrauen zu einer dauernden Wohltat. Die Berührung mit der Natur, mit der Sonne, mit dem Regen, mit der Kälte, die Annäherung an Menschen und Tiere, gab mir das Gefühl des Menschseins zurück und die Freude am Dasein, über dessen Sinn ich so oft bis zur Verzweiflung nachgegrübelt hatte.

\* \* \*

Der Tag, an dem mir nach nahezu sieben Jahren der Direktor mitteilte, mein Gesuch um bedingte Entlassung sei von der zuständigen Behörde bewilligt worden, wird immer zu den schönsten meines Lebens zählen. Die Nachricht erschütterte mich so übermächtig, daß die Freude erst in der folgenden Nacht durchbrach. Nahezu sieben Jahre meiner Jugend habe ich in Thorberg verbracht. Sind sie verloren? Ich glaube nein.



1851  
**BALLY**  
1951

Bally Skischuhe für höchste Ansprüche



**1 Elite**

Ringsum handzwiegenäht; Doppelschaft; deckender Aussenlappen mit Ristriemenzug — weiche Knöchelpolsterung.

Herren: **Fr. 154.80**

**2 Winner II**

— Pistenmodell mit Doppelschnürung und Ristriemen; gepolstert, ringsum zwiegenäht.

Frauen: **Fr. 119.80**  
Herren: **Fr. 129.80**



**3 Parcours**

Hochschaftiges Pistenmodell mit weichem, gepolstertem Innenschaft. Aussenschaft mit Klappverschluss und Beinriemen mit Scherenwirkung. — Ringsum zwiegenäht.

Frauen: **Fr. 129.80**  
Herren: **Fr. 139.80**

